Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 33

Artikel: Die Steinböcke der Zentralalpen [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640795

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wicht Tolstoi allen Lastern angesichts des tiefen und starken Evangeliums beilegt, das noch Staat und Volk beherrscht . . . ." Vorher: „Rußland soll die Welt mit seiner kindlichen, religiösen Unbefangenheit retten; nicht diese Rußland mit ihrer Befangenheit und Dekadenz verderben. Das ist seine heimliche Mission." Später: „Die große in der Seele des Russenvolkes begründete Notwendigkeit, sich im Kindsglauben . . . zu erhalten . . . und womöglich aus den Heiden des Westens wieder solche Kinder zu machen — diese Notwendigkeit stellt alle kleinen politischen Püffe, die den russischen Koloß tatsächlich in den Krieg verwickelt haben, außer Betracht. Denn es sind nur die . . . . Begleiterscheinungen einer uralten, in der slawischen Psyche begründeten Opposition gegen den Westen . . . ." (Schluß folgt.)

Die Steinböcke der Zentralalpen. 2

Gegen die Kälte scheinen die Steinböcke ziemlich unempfindlich. Man hat alte Böcke auf Felsenspitzen stundenlang im Eissturm ruhig wie Bildsäulen mit aufgerichteter Nase stehen sehen und nach dem Schusse gefunden, daß ihnen die Spitzen der Ohren erfroren waren, ohne daß sie es zu fühlen schienen. Die Paarung findet oft unter heftigen Kämpfen im Januar statt. Ende Juni wirft die Steinziege ein niedliches, wollhaariges Junges von der Größe einer Katze, das gleich mit der Mutter wegläuft und ziegenartig meckert. Es wächst bis ins fünfte Jahr. Die ältern Steinböcke pfeifen bei Gefahr ähnlich den Gemsen, aber schärfer, weniger ausgezogen; bei heftigem Schreck aber geben sie einen eigentümlichen Laut von sich, der wie kurzes, scharfes Nießen tönt. Sie leben gesellig in Rudeln von 6—15 Stück zusammen; doch sondern sich die alten Böcke später ab zur einsamen Weide. Gefahren trotzen sie mit vereinten Kräften. So sah der berühmte Steinbockjäger Fournier aus dem Wallis einmal sechs Steinziegen mit sechs Jungen weiden; als ein Adler über ihnen kreiste, sammelten die Ziegen sich mit ihren Jungen unter einem überhängenden Felsblock, indem sie ihre Hörner gegen den Raubvogel richteten und, je nachdem der Schatten des Adlers am Boden dessen Stellung bezeichnete, sie nach der gefährdeten Seite hin dirigierten. Der Jäger beobachtete lange diesen interessanten Kampf und verscheuchte zuletzt den Adler.

Des Nachts lieben es die Steinböcke, in die höchstgelegenen Bergwälder herunterzusteigen, um dort zu weiden; doch nicht leicht tiefer als eine Viertelstunde unter einem freien Grate. In den Cognergebirgen übernachten sie gerne in Felshöhlen, deren Boden man mit ihrer Losung bedeckt findet. Bei Sonnenaufgang ziehen sie sich höher und lagern endlich auf den höchsten und wärmsten Plätzen gegen Morgen und Mittag, wo sie den größten Teil des Tages leicht schlafen oder wiederkauen. Auf den Abend weiden sie wieder den Wäldern zu. Man sieht sie am häufigsten morgens vor 6 Uhr und nachmittags nach 4 Uhr. Alte Steinböcke sind nach der Beobachtung der Jäger ziemlich phlegmatisch und liegen oder stehen tagelang auf der gleichen Stelle, doch gewöhnlich auf einem Felsenvorsprung, der ihnen sicheren Rücken und freien Ausblick gewährt. Die Steinziegen mit ihren Jungen liegen meistens etwas tiefer im Gebirge. Sie lieben besonders die Artemisien, Riedgräser und Mutterkräuter, verachten aber auch die jungen Sprossen der Weiden, Birken, Alpenhimbeeren und Alpenrosen nicht und belecken, wie die Gemsen und Ziegen, gern salzhaltige Felsen. Im Winter ziehen sie sich in die Hochwälder zurück und müssen sich oft mit Knospen, Moosen und Flechten an Felsen und Tannen behelfen. Die Nähe der Gemsen vermeiden sie, wie gesagt, stets; doch wurde bemerkt, daß sie mitunter sich unter die Ziegenherden verloren, ja im 16. Jahrhundert wurden im Wallis jung aufgezogene und gezähmte Steinböcke öfters mit den Ziegenherden in die Berge getrieben und kamen willig mit diesen zurück.

Von der ungeheuren Sehnenkraft dieser Tiere kann man sich kaum einen Begriff machen. Ohne Anlauf setzen sie einen 3½—4½ Meter hohen Felsen hinauf, indem sie sich sekundenlang während der drei Sprünge, deren sie dazu bedürfen, auf fast senkrechten Flächen zu halten vermögen. Auf der schmalen Kante einer Tür sogar stehen sie mit Festigkeit. Ein junger zahmer Steinbock springt einem Manne ohne allen Anlauf auf den Kopf und steht fest. Einer lief eine Mauer seitlich hinauf, an der keine anderen Haltpunkte waren als die rauhen, von Mörtel entblößten Stellen, vorher aber hatte er seine Sätze reiflich erwogen und sich einigemal auf den Schenkeln gewiegt. Jung eingefangen, mit Ziegenmilch aufgezogen, wurden sie leicht gezähmt und waren durch ihre Neugierde, ihr fein beobachtendes Wesen und ihre possierliche Munterkeit lustige Spielgesellen; ältere Böcke dagegen wurden öfters wild und bösartig. Ein in Aigle gehaltener, der sein Lager unter dem Dache des höchsten Schloßturmes gewählt hatte, blieb stets sanft und hielt immer den Kopf dar, um sich krauen zu lassen, bewies sich auch gegen die Ziege, die ihn gesäugt, so anhänglich, daß er noch später, als er erwachsen war, auf ihr Meckern immer schnell zu ihr sprang. Aufgezogene Steinziegen bleiben immer sanft, furchtsam und folgsam. Einem Mann in Chamouny, der zwei von ihm aufgezogene Steinböcke nach Chantilly bringen wollte, folgten diese ganz frei wie Hunde nach. Bei Besançon durch eine Kuhherde erschreckt, flüchteten sie den nächsten Felsen zu, kehrten aber auf den Lockruf ihres Führers sofort zu diesem zurück. Herr Nager in Andermatt hat in letzter Zeit zwei Jahre lang einen jungen Steinbock lebendig auf einer kleinen Alp erhalten. Derselbe war äußerst zahm, weidete ganz frei und hielt sich den Tag über am liebsten auf dem Dache der Alphütte auf. Herrn Nager sprang er ebenfalls auf den Kopf und war ganz zutunlich.

Die Steinbocksjagd ist eines der gefährlichsten Vergnügen und mit zahllosen Beschwerden verbunden. In der Schweiz gibt es nur noch wenige Freunde derselben, und zwar im Wallis, wo zum Beispiel in Servan noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast jeder Bauer ein Steinbocksjäger war. Im Herbst, wo ihr Wild am fettesten ist, übersteigen sie die südlichen Berge und suchen entweder in das Gebiet des ungeheuren Monterosastockes oder, von den italienischen Jägern unbemerkt, auf die savoyischen und piemontesischen Alpen (Val Cogne, Savaranche, Mont Isère) zu gelangen. In beiden Gebieten ist freilich die Steinbocksjagd verboten und kann nur mit Aufbietung großer List und Vorsicht unternommen werden. Mit wenigen Lebensmitteln versehen, durchstreifen sie 8—14 Tage lang die unzugänglichsten Höhen, schlafen oft auf Steinen, häufig stehend, indem sie sich umschlingen, um nicht in die Abgründe zu stürzen. Der Steinbock läßt sich nicht jagen wie gewöhnliches Wild. Steht der Jäger nicht höher als das Tier, wenn es ihn wittert, so ist an keine Schußnähe zu denken. Deswegen muß der Schütze früh auf den höchsten Felsengräten sein; mit Tagesanbruch zieht sich auch das Hochwild in die Höhe. Das Uebernachten an der Schneegrenze, ohne Obdach, oft nur durch Steinetragen und Springen vor dem Erfrieren bewahrt, ist wohl ein Tropfen Wermut im Becher der Jagdlust. Dazu kommen noch die Gefahren der Gletscher, des Versteigens und hundert andere. So erzählt uns eine alte Druckschrift, wie auf der Limmernalp ein Gemsen- und Steinbocksjäger beim Gletscherübergang in eine tiefe Eisschrunde fiel. Seine Gefährten sahen ihn nicht mehr, und da sie dachten, der Unglückliche habe den Hals gebrochen oder werde der Kälte bald erliegen, befahlen sie seine Seele Gott. Auf dem Rückweg fiel ihnen ein, es könnte vielleicht doch noch geholfen werden. Rasch eilten sie zu der anderthalb Stunden

entfernten Hütte, fanden aber nur eine Bettdecke, zerschnitten sie in Riemen und eilten zum Firnspalt zurück. Inzwischen war Störi, so hieß der Unglückliche, in der grauenvollsten Lage. Beim Hinunterstürzen konnte er in einer Verengung der Eiswände sich rasch ansperren, und so hielt er sich in der Schwebe über großer Tiefe, bis an die Brust in Eiswasser, mit den Armen sich an das Eis stemmend, in steter Todesfurcht und Todesgefahr, halb erstarrt vor Kälte. In diesem unergründlich tiefen Keller stritten wider ihn das Wasser, die Luft und das Eis, von welchen Elementen das erste ihn wollte verschlingen, das andere ersticken und durch aufliegende Schwerkraft vertrucken, das dritte wegen seiner Schlüpfrigkeit nicht halten. Da erschienen in der Luft plötzlich die Riemen; er band sie mit großer Vorsicht um den Leib, und seine Gefährten zogen ihn langsam in die Höhe. Wenige Fuß vom Rande reißt das Riemenseil und der fast gerettete „Candidatus mortis“ stürzt in die Tiefe zurück. Nun reichte der Rest des Seiles, der oben blieb, nicht mehr hinunter und Störi hatte im Sturz den Arm gebrochen. Nichtsdestoweniger gaben ihn seine Gefährten noch nicht auf, teilten die Riemen noch einmal der Länge nach, knüpften und banden sie, so gut es ging, und ließen sie wieder hinunter. Mit seinem gebrochenen Arm knüpfte der Jäger das schwache Rettungsmittel hoffnungslos zusammen. Die Kameraden zogen; er half durch schmerzhaftes Anstemmen, und so gelang die wunderbare Rettung. Oben angelangt, fiel er in schwere Ohnmacht und mußte nach Hause getragen werden. Er sprach sein Leben lang nur mit Entsetzen von den im Eisgrabe verlebten Stunden.

Wie teuer muß ein einziges Wildstück erkauft werden und wie verhältnismäßig gering ist die endlich überraschte Beute! Nur eine heftige, glühende Leidenschaft treibt den Menschen diesen ungewissen Fährten nach. Aber die Jäger versichern, daß kein Wohlgefühl auf Erden dem gleiche, wenn in schußgerechter Entfernung das weidende Tier sich zur Beute stelle. Wochenlang ist es verfolgt, belauscht, gespürt; Schritt für Schritt hat der Weidmann den Morgen- und Abendgängen des schönen Bockes nachgestellt, vielleicht noch nie ihn gesehen. In den kalten Nächten hat die Hoffnung der nahen Beute die von Frost zitternden Glieder immer neu belebt. Endlich sieht er von fern das stattliche Tier mit den gewaltigen Knotenhörnern an der unzugänglichen Felswand liegen. Jetzt den Wind abgewonnen, stundenlang auf Umwegen über Eis, Klüfte und Gräte geklettert! Er sieht das Tier nicht; er ahnt aber, daß es in seiner Lage geblieben, und endlich ist es umgangen. Behutsam blickt er vor nach dem Felsen — der Bock ist fort — hundert Schritte weiter wiegt er sich, in den Lüften schnobernd, auf einer zollbreiten Felsenkante. Mit hochklopfendem Herzen, zitternd vor Hoffnung und Furcht, naht der Jäger, legt den Stutzer auf — der Schuß hallt mächtig durch die Berge und der zuckende Bock liegt blutend zwischen den Steinen.

(Schluß folgt.)

Aus Holland.

Amsterdam. (Schluß statt Fortsetzung.)

.... Darf ich noch Einiges über die kirchlichen Verhältnisse in Holland berichten? Sie spielen eine ziemlich wichtige Rolle aus dem eben angeführten Grunde, weil die politische Unabhängigkeit der Holländer im engsten Zusammenhange mit der Verteidigung der religiösen Freiheit errungen worden ist. Für den Holländer ist die Kirche nicht bloß eine offizielle Macht, der man bei feierlichen Anlässen seine Verbeugung macht und der man in der Kirchensteuer notgedrungen seine Schuldigkeit entrichtet, ohne sich sonst viel um ihre Angelegenheiten zu kümmern, sondern er hat es wie der Schweizer vom alten Schlag: als Glied der Kirche fühlt er sich in der Volksgemeinschaft, wie es jene alten niederländischen Volksgesänge ausdrücken, die sich seit dem Burenkrieg auch anderswo eingebürgert haben: „Wir treten mit Beten vor Gott den Gerechten“ und jenes stürmische Lied: „Prinz Wilhelms von Nassaue“, das wie ein mächtiger Choral klingt. Hier ist nicht nur offizielles Bekenntnis zum Souverän, wie es sich bei Festlichkeiten so gut macht, sondern eine tiefe Saite des Volksgemüts schwingt mit, die Erinnerung an jenen furchtbaren Kampf auf Tod und Leben, den die Holländer vor drei Jahrhunderten siegreich durchgeführt haben.

„De hevormde Kerk“, die reformierte Landeskirche, ist auf Calvins Lehre gegründet und zeigt eine ähnliche Einrichtung wie die schweizerische. Sie wird nicht vom Staat geleitet, sondern regiert sich selbst. Es wird viel Gewicht gelegt auf ernsten Lebenswandel und werktätige Liebe, möglichst wenig auf lithurgische Formen oder auf prunkvolle Gestaltung des Gottesdienstes. Ich besuchte zweimal einen solchen am Sonntag, einmal im großen Münster zu Haarlem, das andere Mal in einer modernen Kirche in Amsterdam. Beide Male erhielt ich den Eindruck, daß der Prediger mit Temperament und großem Ernst seine Sache vorbrachte, obschon ich ja nur wenig von dem verstand, was er in der mir nicht vertrauten Sprache sagte. Immerhin habe ich nirgends so deutlich, so schön holländisch sprechen hören wie eben in der Kirche, habe auch nirgends so viel verstanden wie dort. Der Gottesdienst in Amsterdam begann mit einer Vorlesung aus der Bibel, die von einem Gemeindeältesten bei sehr geteilter Aufmerksamkeit der Zuhörer besorgt wurde; die füllten nur allmählig die Kirche und unterhielten sich noch ziemlich lebhaft, jedenfalls nicht über den Bibeltext. Das stimmte mich nicht gerade feierlich. Bis zum Beginn der Predigt blieben eine Anzahl besonders bequeme Kirchenstühle frei; es waren bezahlte Plätze, die erst nach Beginn des eigentlichen Gottesdienstes vom „Volk“ besetzt werden dürfen, weil bis dahin ihre Inhaber noch erwartet werden. Vor jedem dieser Plätze liegt eine alte Bibel, ein unförmlicher Band, der auch die Choräle mit Noten enthält. Es wird sehr gut gesungen, jedenfalls besser als bei uns. Während der Lektüre, aber auch während der Predigt wird von einem schwarz befrackten Kirchenältesten an langer Stange der Gabenbeutel von Stuhl zu Stuhl geboten, damit jeder Predigtbesucher seinen Obolus in denselben wirft. Diese Zeit und Aufmerksamkeit raubende Prozedur wird während eines Gottesdienstes zwei- bis dreimal vollzogen; hat man sie selbst glücklich überstanden, so wird man noch längere Zeit durch das Herumrudern der Stangen in den übrigen Teilen der Kirche unterhalten. Die Andacht wird dadurch nicht größer; der Pfarrer kann unter Umständen seine halbe Predigt sprechen, bis man sich ihr mit Sammlung zuwenden kann! Diese schöne Einrichtung hat mir einen guten Teil von dem Respekt geraubt, den ich sonst für den Gottesdienst der Holländer empfunden hätte.

Ein Wort noch über die Gotteshäuser, deren ich mehrere besucht habe. Es sind zum Teil Gebäude von gewaltiger Höhe des Schiffes, meist in gotischer Bauart, also wohl noch vor der Reformation entstanden. Besonders das Haarlemer Münster hat mir Eindruck gemacht. Es ist eine Hallenkirche in hellem Stein mit einem großen Umgang um das Mittelschiff herum, das allein für den Gottesdienst bestimmt und bestuhlt ist. Die Sitze steigen zum Teil amphitheatralisch an und der bestuhlte Raum ist durch Holzwände von der übrigen Kirche abgeschlossen. Ueber der Kanzel ist ein riesiges Holzdach angebracht, offenbar damit der Schall des vom Prediger gesprochenen Wortes nach oben nicht in dem hohen Gewölbe verloren geht. Die übrige Kirche steht leer und zeigt nur wenig Schmuck. Die Bilderstürmer von 1566 haben offenbar ganze Arbeit getan; nur einige hübsche Schiffsmodelle, wie in den friesischen Kirchen an der Decke des Gewölbes auf-